

Jerry der Insulaner [Fortsetzung]

Autor(en): **London, Jack**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 31

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jerry

der Insulaner

VON JACK LONDON

Zuallererst mußte Jerry ihn natürlich freudig beschnüffeln und freudig mit dem Schwanz wedeln. Aber Schiffer erwachte nicht, und ein feiner Sprühregen, kaum mehr als Nebel, ließ Jerry sich eng in dem Winkel zusammenkauern, den Schiffers Kopf und Schulter bildeten. Dadurch wachte Schiffer auf, er murmelte mit leiser, zärtlicher Stimme „Jerry“, und Jerry antwortete damit, daß er seine kalte, feuchte Schnauze gegen Schiffers Wange legte. Und dann schlief Schiffer wieder ein. Jerry aber nicht. Er löstete einen Zipfel der Decke mit der Schnauze und kroch über Schiffers Schulter, bis er ganz drinnen war. Schiffer wachte wieder auf und half ihm, halb im Schlaf, sich zurechtzulegen.

Aber Jerry war immer noch nicht zufrieden, und er drehte und wandte sich, bis er in Schiffers Armbeugung lag, wo er endlich, mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung, einschlief.

Mehrmals wurde Van Horn von dem Lärm geweckt, den die Befakung machte, wenn sie die Segel nach dem wechselnden Winde trimmte, und jedesmal fiel ihm das Hündchen ein, und er preßte es zärtlich an sich. Und jedesmal regte Jerry sich im Schlaf und kuschelte sich eng an ihn.

Wenn Jerry auch ein hervorragendes Hündchen war, so hatte er doch seine Begrenzung, und er erfuhr nie, welche Wirkung die warme Berührung seines sammetweichen Körpers auf den hartgefotenen Kapitän ausübte. Sie erinnerte Van Horn an längst entschwundene Tage, da sein eignes Töchterchen in seinem Arm geschlafen hatte. Und so deutlich wurde die Erinnerung, daß er ganz wach wurde und viele Bilder, die mit seinem Töchterchen begannen, quälend in seinem Hirn brannten. Kein weißer Mann in den Salomons wußte, was er zu tragen hatte, sowohl, wenn er wach war, wie auch oft, wenn er schlief, und diese Bilder waren die Ursache, daß er in der fruchtlosen Hoffnung, sie auszulöschen, nach den Salomoninseln gekommen war. Als die Erinnerung von dem weichen Hündchen in seinem Arm jetzt geweckt war, sah er zuerst die Kleine und ihre Mutter in der kleinen Wohnung in Harlem. Eng war sie zwar, aber voll von dem Glück der drei Menschen, das dieses Stübchen zum Himmel machte.

Er sah, wie das flachsgelbe Haar des kleinen Mädchens den dunkleren Goldschimmer der Mutter annahm, während gleichzeitig die kleinen Löckchen erst zu langen Locken und schließlich zu zwei dicken Zöpfen wurden. Statt den Versuch zu machen, diese vielen Bilder zu vertreiben, weilte er gerade bei ihnen und bemühte sich, sein Bewußtsein mit möglichst vielen Eindrücken zu füllen, um das eine Bild fernzuhalten, das er nicht zu sehen wünschte.

Er erinnerte sich an seinen Beruf, an den Rettungswagen und die Leute, die unter ihm gearbeitet hatten, und er dachte darüber nach, was wohl aus ihnen, und namentlich aus Clancey, seiner rechten Hand, geworden war. Es kam der lange Tag, da er, um drei Uhr morgens, aus dem Bett geholt worden war, um einen Straßenbahnwagen aus den zertrümmerten Schaufenstern einer Drogerie zu schaffen und wieder auf die Schienen zu setzen. Sie arbeiteten den ganzen Tag — es waren sechs bis

Copyright by Union Deutsche Verlagsanstalt 5. Fortsetzung
sieben Zusammenstöße erfolgt — und als sie schließlich gegen neun Uhr abends in der Remise ankamen, wurde gerade wieder Alarm geschlagen.

„Gott sei Dank!“ sagte Clancey, der nur wenige Häuser von ihm entfernt wohnte. Er sah ihn noch vor sich, wie er es sagte und sich dabei den Schweiß von der Stirn wischte. „Gott sei Dank! — es ist nichts von Bedeutung und ganz bei uns in der Nähe — in einer der nächsten Straßen. Sobald wir fertig sind, können wir Feierabend machen und nach Haus gehen, die andern können dann den Wagen nach der Remise fahren.“

„Wir müssen nur einen Augenblick den Kran gebrauchen“, hatte er geantwortet.

„Was ist los?“ fragte Billy Jaffers, ein anderer von seinen Leuten.

„Es ist jemand überfahren — man kann sie nicht rauskriegen“, sagte er; dann schwangen sie sich auf den Wagen und fuhren los.

Er sah alle Einzelheiten der langen Fahrt wieder vor sich, bis auf die Verspätung, die sie dadurch erlitten, daß sie einen Feuerwehrgewagen vorbeilassen mußten; unterdessen hatten er und Clancey Jaffers geneckt, weil er Stellschienen mit verschiedenen jungen Damen verabredet hatte, die er nun wegen der späten Extraarbeit nicht einhalten konnte.

Es kam die lange Reihe haltender Straßenbahnwagen, der Auflauf, die Polizei, die ihn einzudämmen suchte, die zwei Tragbahnen, die auf ihre Last warteten, und der junge Schutzmann, der hier seinen Posten hatte, und der ihn, tief erschüttert, begrüßte: „Es ist furchtbar. Man kann krank davon werden. Es sind zwei. Wir können sie nicht herauskriegen. Ich hab' es versucht. Die eine lebt noch, glaube ich.“ Aber er, ein starker, beherzter, an solche Arbeit gewöhnter Mann, den der anstrengende Tag ermüdet hatte, er freute sich bei dem Gedanken an die freundliche kleine Wohnung nur wenige Straßen weiter. Munter und zuversichtlich sagte er, er werde sie schon im Handumdrehen heraushaben. Dabei ließ er sich auf die Knie nieder und kroch auf Händen und Füßen unter den Wagen.

Wieder sah er sich, wie er die elektrische Taschenlampe einschaltete. Er sah die beiden goldenen Zöpfe, bis er den Druckknopf losließ und alles, was fein war, wieder in Finsternis getaucht war.

„Lebt die eine noch?“ fragte der erschütterte Schutzmann. Die Frage wurde wiederholt, während er sich die Kraft erkämpfte, wieder auf den Knopf zu drücken.

Er hörte sich antworten: „Das werde ich Ihnen gleich sagen.“

Wieder schaute er hin. Eine lange Minute.

„Beide tot“, antwortete er ruhig. „Clancey, setzen Sie Kran Nummer drei ein, nehmen Sie noch einen Mann und kriechen Sie unter das andre Ende des Wagens.“ —

Er lag auf dem Rücken und starrte gerade empor zu einem einsamen Stern, der durch den Staubregen über ihm schimmerte und sich langsam hin und her wiegte.

Er fühlte den alten Schmerz in der Kehle, die alte unangenehme Trockenheit in Mund und Augen. Und er wußte — was kein anderer wußte — warum er im Salomonarchipel als Schiffer der Teakholzjacht Arangi mit Niggern fuhr, seinen Kopf riskierte und mehr Whisky trank, als einem Mann guttut.

Seit jener Nacht hatte er keine Frau angesehen, und unter den andern Weißen galt er als kalt mit Bezug auf weiße wie schwarze Weiber.

Als Van Horn aber dies Furchtbarste in seiner Erinnerung vor sich gesehen hatte, konnte er wieder Ruhe finden, und im Einschlafen spürte er beglückt Terrys Kopf an seiner Schulter. Einmal ließ Jerry, der vom Strand von Meringe, von Herrn Haggin, Biddy, Terrence und Michael träumte, ein leises Knurren hören, und Van Horn erwachte gerade so weit, daß er ihn dichter an sich pressen und drohend murmeln konnte: „Der Nigger, der dem Hund was tut . . .“

Als ihn der Steuermann an der Schulter rüttelte, tat Van Horn im Augenblick des Erwachens mechanisch zweierlei. Er griff hastig nach dem Revolver an seiner Hüfte und murmelte: „Der Nigger, der dem Hund was tut . . .“

„Das muß Kap Kopo sein“, meinte Bordmann, als die beiden Männer nach den hohen Umrissen des Landes in Luz starteten. „Wir haben nicht mehr als zehn Meilen gemacht, und es ist keine Aussicht auf stetigeren Wind.“

„Das kann böß werden, wenn's losgeht“, sagte Van Horn, den Blick auf die Wolken gerichtet, die zerrissen vor den trüben Sternen trieben.

Raum hatte sich der Steuermann eine Decke aus der Kajüte geholt, als eine frische, stetige Brise aufsprang, die vom Lande her wehte und die Arangi mit einer Schnelligkeit von neun Meilen über das glatte Wasser jagte. Ein Weilschen versuchte Jerry, sich in Schiffers Gesellschaft die Zeit zu vertreiben, bald aber rollte er sich zusammen und schlummerte, halb auf dem Deck, halb auf Schiffers bloßen Beinen, ein.

Als Schiffer ihn zur Decke trug und einpackte, schlief er gleich wieder ein, wachte aber sofort wieder auf, als Schiffer an Deck auf und ab zu gehen begann. Er wickelte sich aus der Decke heraus und trabte neben ihm her. Und jetzt lernte Jerry wieder etwas Neues, denn nach fünf Minuten wußte er, daß er unter der Decke bleiben sollte, daß alles in Ordnung war, und daß Schiffer die ganze Zeit auf und ab gehen und in seiner Nähe bleiben würde.

Um vier Uhr übernahm der Steuermann das Kommando an Deck.

„Dreißig Meilen sind wir weitergekommen“ sagte Van Horn zu ihm. „Aber jetzt sieht es wieder faul aus. Halten Sie ein Auge auf Böen unter Land. Werfen Sie lieber die Falle auf Deck und halten Sie die Wache klar. Natürlich sollen die Leute schlafen, aber auf Fallen und Schooten.“

Als Schiffer unter die Decke kroch, wachte Jerry auf, und als wäre er es nie anders gewohnt gewesen, kuschelte er sich in Schiffers Arm, um dann nach einem zufriedenen Schnaufen und einem Kuß seiner kühlen kleinen Zunge auf die Wange Schiffers, der ihn zärtlich an sich drückte, wieder einzuschlafen.

Eine halbe Stunde später schien sich die West für Jerry vollkommen auf den Kopf gestellt zu haben. Er wurde dadurch geweckt, daß Schiffer mit solcher Schnelligkeit aufsprang, daß der Teppich nach der einen und Jerry nach der andern Seite flog. Das Deck der Arangi war eine Wand geworden, an der Jerry in der tosenden Finsternis herunterglitt. Jedes Ende, jedes Wanttau hämmerte und kreischte im Kampf gegen den heftigen Anprall des Sturmes.

„An die Großfalle! — Los!“ konnte er den lauten Ruf Schiffers hören, und dazu hörte er auch das Kreischen der Großschootblöcke, als Van Horn, der in der Dunkelheit brähte, schnell die Schoot mit einem einzigen Törn um die Klampe durch seine brennenden Hände laufen ließ.

Während all dies und viele andre Leute — das Schreien der Besatzung und Rufe von Bordman — auf Terrys Trommel-

fell eindringen, glitt er immer weiter in seiner neuen, unsicheren Welt das Deck hinunter. Aber er schlug nicht direkt gegen die Reling, wo seine zarten Rippen leicht hätten zerbrechen können; das warme Wasser des Ozeans, das wie ein Strom von blassem, phosphoreszierendem Feuer über die Reling flutete, schwächte den Fall ab. Er begann zu schwimmen, verwickelte sich aber in ein Gewirr von Beinen, die über Deck schlepten.

Und er schwamm, nicht um sein Leben zu retten, nicht in Todesangst. Nur ein Gedanke erfüllte ihn. Wo war Schiffer? Nicht daß er an den Versuch gedacht hätte, Schiffer zu retten oder ihm Hilfe zu leisten. Es war sein liebevolles Herz, das ihn zum Gegenstand seiner Liebe trieb. Wie die Mutter in einer Katastrophe zu ihrem Kinde zu gelangen sucht, wie die Griechen sich sterbend ihres geliebten Argos erinnerten, wie der Soldat auf dem Schlachtfelde mit dem Namen der Gattin auf den Lippen stirbt, so sehnte sich Jerry in diesem Weltuntergang nach Schiffer.

Die Bö ging ebenso plötzlich, wie sie gekommen war. Die Arangi richtete sich mit einem Ruck wieder auf, und Jerry blieb an den Steuerbord-Speigatten liegen. Er trottete über das ebene Deck zu Schiffer, der mit gespreizten Beinen und immer noch das Ende von der Großschoot in der Hand da stand und rief: „Gott verdamme mich! Wind er gehen! Regen er nicht kommen!“

Er fühlte Terrys kalte Nase gegen seinen bloßen Schenkel, hörte sein freudiges Schnaufen und beugte sich herab, um ihn zu streicheln. In der Dunkelheit konnte er nichts sehen, aber das Herz wurde ihm warm bei dem Gedanken, daß Jerry sicherlich mit der Rute wedelte.

Viele der erschrockenen Retourierten waren an Deck gekommen, und ihre jammernden, nörgelnden Stimmen klangen wie die schläfrigen Schreie einer Vogelschar auf einem Aste. Bordmann trat neben Van Horn, und die beiden Männer, die die ängstliche Spannung bis in die Fingerspitzen fühlten, suchten die Finsternis mit ihren Blicken zu durchdringen, während sie mit höchster Aufmerksamkeit auf eine Botschaft der Elemente aus Meer oder Luft lauschten.

„Wo bleibt der Regen?“ fragte Bordman verdrießlich. „Immer erst der Wind und dann der Regen, der den Wind totschlägt. Aber der Regen kommt nicht.“

Van Horn, der noch schaute und horchte, antwortete nicht.

Die Unruhe der beiden Männer steckte Jerry an, der auch auf den Beinen war. Er preßte seine kühle Nase gegen Schiffers Bein, küßte ihn mit seiner rosenroten Zunge und spürte den Salzgeschmack des Seewassers.

Schiffer beugte sich plötzlich nieder, wickelte Jerry rauh und eilig in die Decke und verstaute ihn zwischen zwei Säcken Vams, die achtern vom Besanmast am Deck festgesurrt waren. Dann knüpfte er, einer Eingebung folgend, die Decke mit einem Ende zusammen, so daß Jerry gleichsam in einem Sack lag. Raum war das geschehen, als der Besan krachend über seinem Kopf hinwegflog, die Toppsegel sich plötzlich donnernd blähten und das mächtige Großsegel, dem Van Horn durch Fieren der Schoot einen weiten Spielraum gelassen hatte, ganz hinüberschoß und die Schoot mit einer Wucht straffte, daß das ganze Schiff erschüttert wurde und gewaltsam nach Backbord überholte. Dieser zweite Schlag war von der entgegengesetzten Seite gekommen und war noch schlimmer als der erste.

Jerry hörte Schiffers Stimme über das Schiff hallen. Er rief zuerst dem Steuermann zu: „Klar am Großfall! Losmachen! Die Schoot nehme ich selbst!“ Dann wandte er sich an die Besatzung: „Batto! Du fella Besanfall losmachen, schnell, fella! Ranga! Du fella lassen Besanschoot gehen!“

Hier wurde Van Horn weggerissen von einer Lawine von Retourierten, die bei der ersten Bö an Deck geklettert waren. Die wimmelnde Masse, von der er einen Teil ausmachte, wurde gegen den Stachelbraht an der unter dem Wasser begrabenen Backbordreling gefegt.

Jerry lag so sicher in seinem Winkel, daß er nicht wegrollte. Als er aber merkte, daß Schiffer nicht mehr kommandierte und ihn vom Stacheldrahtzaun her fluchen hörte, stieß er ein durchdringendes Geheul aus und kratzte und schlug wie besessen gegen die Decke, um sich freizumachen. Irgend etwas war Schiffer zugestoßen. Das wußte er. Sonst wußte er nichts, denn er dachte in dem Chaos dieses Weltuntergangs nicht einen Augenblick an sich selber. Aber er stellte sein Geheul ein, um auf ein neues Geräusch zu lauschen — ein donnerndes Flattern von Leinwand, das von Rufen und Schreien begleitet wurde. Er fühlte — was aber nicht stimmte — daß etwas Schreckliches geschah, denn er wußte nicht, daß das Großsegel gefiert wurde, nachdem Schiffer das Fall mit dem Messer geklappt hatte. Als der Höllenlärm noch zunahm, beteiligte auch er sich wieder mit seinem Geheul daran, bis er merkte, daß eine Hand sich an seiner Decke zu schaffen machte. Er schwieg und schnüffelte. Nein, es war nicht Schiffer. Er schnüffelte nochmals und stellte fest, wer es war: Verumie, der Schwarze, den er noch am Morgen gesehen hatte, wie er in den Sand geworfen war, der ihm noch vor kurzem einen Tritt gegen seinen Stummelschwanz versetzt, und der vor kaum einer Woche einen Stein nach Terrence geschleudert hatte.

Das Tau wurde durchgeschnitten, und Verumies Finger suchten in der Decke nach ihm. Jerry knurrte sein ärgstes Knurren. Das war ein Sakrileg! Er, der Hund eines weißen Mannes, war tabu für alle Schwarzen. Er hatte früh das Gesetz gelernt, daß kein Nigger den Hund eines weißen Gottes anrühren durfte. Und doch wagte Verumie, dieser ganz Schlimme, ihn in dem Augenblick anzurühren, als die Welt um sie her zusammenfrachte.

Und als die Finger ihn berührten, hieb er die Zähne hinein. Der Schwarze versetzte ihm dann mit der freien Hand einen harten Schlag, und jetzt zerrissen die zusammengebissenen Zähne Haut und Fleisch, bis die Finger losließen.

Dann aber wurde Jerry, der wie ein Teufel raste, am Nacken gepackt und flog, halb erwürgt, durch die Luft. Noch im Fliegen fuhr er fort, seiner Wut Ausdruck zu verleihen. Er fiel ins Meer und sank unter, ein Mundvoll Salzwasser drang ihm in die Lunge; dann tauchte er wieder auf halb erstickt, aber schwimmend. Schwimmen gehörte zu den Dingen, über die er nicht nachzudenken brauchte. Schwimmen hatte er ebensowenig je zu lernen brauchen wie atmen. In der Tat: Laufen hatte er lernen müssen; aber Schwimmen war etwas ganz Selbstverständliches für ihn.

Der Wind heulte über ihm. Schaumspriher, vom Winde gepeitscht, füllten ihm Maul und Rüstern und bissen ihm, ähend und blendend, in die Augen. Er wußte nichts von Gesetz und Wesen des Meeres, und so hob er, nach Atem ringend, die Schnauze so hoch wie möglich, um dem erstickenden Wasser zu entgehen. Die Folge war, daß er keine horizontale Lage mehr einnahm, daß ihn seine arbeitenden Beine daher nicht mehr oben halten konnten und er, in senkrechter Stellung, ganz unter sank. Wieder tauchte er auf, prustend von dem Salzwasser, das ihm in die Luftröhre geraten war. Aber diesmal tat er, ohne darüber nachzudenken, das, was die geringste Anstrengung erforderte und auch am angenehmsten für ihn war: er legte sich flach hin und schwamm in dieser Lage weiter.

Als die Bö sich erschöpft hatte, erklangen durch die Dunkelheit das Klatschen des halb heruntergefierten Großsegels, das gellende Geschrei der Besatzung und ein Fluch von Bordman, aber alles wurde übertönt durch Schiffers Stimme:

„Lief runter, ihr fella Jungens! Los! Zieht runter, starke fella! Holt Großsegel ein! Dally, zum Teufel, dally!“

* * *

Als Jerry, der in der schweren, unruhigen See schwamm, Schiffers Stimme erkannte, klappte er eifrig und sehnlich und legte all seine junge Liebe in dies Klaffen. Aber die Arangi

trieb fort, und schnell erstarben alle Töne. Und in der einsamen Finsternis, an der wogenden Brust des Meeres, in dem er einen der ewigen Feinde erkannte, begann er zu jammern und zu schreien wie ein verirrtes Kind.

Sein Instinkt zeigte ihm dunkel und schemenhaft seine Schwäche in diesem unbarmherzigen Meer, das ihn, ohne die Wärme eines Herzens, mit dem Unbekannten, Undeutlichen, aber doch Schrecklichen bedrohte — dem Tode. Er, der nichts von der Zeit wußte, da er noch nicht am Leben gewesen, konnte sich keine Vorstellung machen von der Zeit, da er nicht mehr am Leben sein sollte.

Und doch war die Zeit da, schrie ihm ihre Warnung zu, daß sie ihm in jede Faser seines Körpers, durch jeden Nerv und jede Windung seines Gehirns drang — eine Summe von Gefühlen, die das letzte Unglück eines Lebens anzeigte, ein Unglück, von dem er nichts wußte, das aber, wie er fühlte, das Ende aller Dinge war. Obwohl er es nicht verstand, fühlte er es nicht weniger deutlich als ein Mensch, der doch viel mehr weiß und viel tiefer und umfassender denkt als vierbeinige Hunde im allgemeinen.

Wie ein Mensch in den Qualen eines Alps kämpft, so kämpfte Jerry in dem erregten, salzig-erstickenden Meer. Und so jammerte und schrie er, das verirrte Kind, das verlorene Hündchen, das er war, er, der nur ein halbes Jahr in dieser schönen Welt mit ihrem qualvollen Reichtum an Freuden und Leiden gelebt hatte. Und er wollte zu Schiffer. Schiffer war ein Gott.

* * *

An Bord der Arangi, die wieder aufrecht schwamm, nachdem das Großsegel heruntergefiert war, der Wind nachgelassen und der tropische Regen eingesetzt hatte, stießen Van Horn und Bordman in der Dunkelheit zusammen.

„Eine doppelte Bö“, sagte Van Horn. „Traf uns an Steuerbord und an Backbord.“

„Muß in Stücke gegangen sein, bevor sie uns traf“, stimmte der Steuermann zu.

„Und den ganzen Regen für die zweite Hälfte aufbewahrt haben —“ Van Horn brach mit einem Fluch ab.

„Heh! Was ist los mit dir, du fella Junge?“ brüllte er den Mann am Ruder an.

Denn die Nacht war unter dem Befehl, der gerade mittschiffs geholt war, in den Wind gekommen, so daß die Achtersegel schlaff wurden und sich gleichzeitig die Vorsegel auf der andern Seite strafften. Die Arangi hatte begonnen, sich ungefähr denselben Kurs, den sie gekommen war, zurückzuarbeiten. Das aber bedeutete, daß sie zu der Stelle zurückkehrte, wo Jerry in den Wogen schwamm. Und so neigte sich die Wagschale, auf der sein Leben lag, zu seinen Gunsten, weil ein schwarzer Rudergast eine Dummheit gemacht hatte.

Van Horn hielt die Arangi auf dem neuen Kurs und ließ Bordman alle Enden klarmachen, die an Deck herumlagen, während er selbst im Regen niederhockte und das Takel spleißte, das er geklappt hatte. Als der Regen nachließ und weniger laut auf das Deck klatschte, wurde Van Horns Aufmerksamkeit erregt von einem Geräusch, das über das Wasser zu ihm drang. Er hielt in der Arbeit inne, um zu lauschen, und als er Terrys Klaffen erkannte, sprang er wie elektrifiziert auf.

„Der Hund ist über Bord!“ rief er Bordman zu. „Klüver nach Luv hacken!“

Er stürzte nach achtern und jagte einen Haufen Retournierter nach rechts und links.

„Heh! Ihr fella Besatzung! Rein mit der Besanschoot! Schnell, gute fella!“

Er warf einen Blick ins Kompaßhaus und peilte hastig nach den Lauten, die Jerry ausstieß.

„Hart nieder das Ruder!“ befahl er dem Rudergast, dann sprang er ans Rad und warf es selbst herum, während er immer wieder laut rief: „Nordost bei Ost, ein Viertel Ost, Nordost bei Ost, ein Viertel Ost.“

Fortsetzung folgt.